



# Vom deutschen Volkslied

Von Erich Bleich

Ein Jäger sang vor Liebchens Haus,  
Wie's ihm von Herzen kam;  
Da ward ein kleines Liedchen draus,  
Gar schlicht und wundersam.

Es zog ein junger Wandersmann  
Des Wegs mit leichtem Schritt;  
Der hörte sich das Liedchen an  
Und nahm es singend mit.

Und abends in der Herberg' dann  
Sang er's den andern vor,  
Und alle sangen's, Mann für Mann,  
Im hellen, heitern Chor.

Und jeder hat's im Herzen sein  
Recht sein und still verwahrt,  
Und nahm's beim nächsten Morgenschein  
Mit auf die Wanderschaft.

Und jeder, der es hörte, sang's,  
Sang es mit Lust und Freud',  
Und fort von Mund zu Munde klang's  
Und klingt's in Ewigkeit.

Reinhold Braun.

So ist es gewiß mit manchem unserer Volkslieder gewesen. Wenn der Herr voll ist, dem der Mund über; und wer da gern singt, singt's eben im Liede, was ihn erfreut oder ihm schwer fällt zu tragen. Wenn es nun wieder gelingt, und die es wieder und wieder singen, so lebt das Lied weiter, zur Freude von Jung und Alt, es ist zum Volkslied geworden.

Muß es immer ein einfacher Mann aus dem Volke sein, dem so schlichtes Vieh gelingt, daß allen aus der Seele gesprochen ist? Gewiß nicht! Die meisten unserer Volkslehrer hat vielmehr die gebildeter Deutscher zuerst angestimmt. Weil auch sie innig und schlicht waren und nach dem Herzen des Volkes, sang es jeder ganz weiter. Und Vierchen und Wandel, die es Wandel etwa auf einem

Spaziergang durchs Dorf jangen, haben vielleicht  
an dem Liede geklungen, manches vergessen und  
nach Gedanken ergänzt, anderes wieder so ge-  
ändert, wie es ihnen am liebsten war. Manchmal  
feint man das Lied nach langer Wandern durch  
das Dorf gar nicht mehr wieder. Auch der Volke ist  
der Würde es nicht mehr erkennen, so sehr hat es  
sich verändert. Aber dem Volke ist es dadurch  
nur immer lieber geworden, und so hören wir es  
wieder und wieder.

Banden wir nun mit den jungen Mädeln  
und Barden wir, wie sie in der Dämmerung in  
langer Reihe durchs Dorf ziehen und ihre Lieder  
singen. Alle hören es sich gut in der Gemein-  
schaft. Da kommen die Lieder ganz von selbst  
und jeder lädt freudig ein, wenn angekündigt wird.  
Da singt einer jetzt die zweite Strophe. Die  
die nicht gelernt, auch nicht in der Liederschule.  
Die kann sie nicht singen, weil sie nicht gelernt.  
Da ist es heute doch anders gelaufen. Wie  
viel Volkslieder werden nun wieder in den Schul-  
lehrungen, zur Freude von den Kindern und deren  
Eltern.

Es hat Seiten gegeben, wo die Gelehrten meinten, das jetzt gar nicht mehr Volkslieder im Volle leben und noch gesungen werden. Das glauben heute noch viele Menschen. Das ist aber nicht wahr, wir hören immer noch Volkslieder singen. Man muß sich nur die Mühe geben und auf das achten, was draußen auf dem Dorfe gesungen wird. Und wir müssen manchmal staunen, wie lange Volkslieder im Volle leben.

Da wird noch hente wie vor ungefähr 500 Jahren genungen: „Ich stand auf hohen Bergen, und hundert hinde ins tief Tal.“ „Das Ried vom jungenen Grafen und dem verlorenen“ Wasser. Was heißt es, wenn der Graf zuletzt voller Reue zum Kloster eilt, um der Liebe noch einmal zu leben? Es ist doch zu spät! Alt ist auch das Schöne Leben von den beiden Königstöchtern. Ein tiefer See in zwischen den beiden Wohnungen. Als der Jungling in dunkler Nacht den See durchschwimmt, werden die Kerzen, die den Weg zeigen, gelöscht, und der Kerbst tritt ein. Das ver-

Wohl wird hier ein Mensch von Verweitung gepflegt und geht in den Tod, aber es liegt unterm deutlichen Volkstode nicht, im Unwill zu verzagen und den Kopf hängen zu lassen. Frei, ausnahmsweise heißt es da! So kann uns das Volkstode auch heute noch Kraft geben im Unwill, jetzt zu fehren. Auch der Tod hilft nicht es nicht, giebt es doch einen Gott und eine Ewigkeit!

Wem's Sichel nicht legt, so wird's im versehene  
Truhs Tod, kommt her, ob' dir' dich' nicht!  
Truhs, kommt und se dein' Schnitt!  
In himmlischen Gärten, darauf wir all' warten.  
Freu dich, Iohns Blümlein.

Ungläubliche Liebe ist es, von der uns in den Biedern vom jungen Bräutigam und den Königslindern erzählt wird. Von Vieh wird gesagt, daß es nicht auf der Söhnen- und Töchternwiese steht, sondern auf der Liebe hält. Wer von uns kennt nicht das Herzstück einer Geschichte? „Was lieben bringt groß Freude?“ Wie einfach ist das Leid, und doch liegt es das Schöne. „So leben wir in Freud und Leid, bis uns Gott, der Herr, unscheinbar scheint.“ Als Unterland seiner Liebe und Treue hält die Leidende jenen Wald, den ein Ringelstein von Golde, während dieses ihm ein Prälutens von Berlin dient, immer an die Giebelseite zu denken. Wie trübt Wort und Bild die Liebe in den Augen der Leidenden! „Was ist ein Bruder?“ Höhnen Liebe und Treue mögt jüngster ausgedacht werden als hier? Und ein schöneres Bild für die Liebe kann es kaum geben als in dem heiligenen Volkssäide, wo es heißt: „Wenn von Bavier der Himmel wär und Stern ein Schreiber, und jeder Schreiber hätte laufend Hand: sie schrieben nicht untreu an Eu!“

Es ist erstaunlich, wie das Volkssäide über die Freude spricht. Wie haben in eben diesen Säiden gesungen, daß die Freude ist das Glück, das Menschen lieben. Die Freude dauert über auch über das Großkunst des toten Gedenk mit den Freien: „Schreibt euch, ihr Gräbelnen, leise zu! Auf die Welt holt ich kein Ruh!“

Wir sehen auch hier wieder, wie innig das Gefühl in unserm Volkslied ausgedrückt wird. Aber es wird dabei nicht rührselig, sondern es geht durchdringend. Dunkel und trübe denkt es die Welt dem Verlaufenen, der auch in diesem tie- schen Schmette nicht übermacht wird vom Gefühl. So beherrschte er doch der Mensch im Volkssinne nicht im Welt, sondern in der Gattung, der Freude. Und so war er auch der Gattung im fremden Lande. Freude, in dem es für das Lied nicht auszuhalten und schwärzen. Wie mag es in den Jahren davor der Erinnerung gefilzt haben. Nun endlich kommt erheim. Unerwartet und uner- fahrt, naht er der Liebsten und ergräßt ihr, daß der Geliebte ihr im fremden Lande unterge- worden sei. Aber es kann auch nun nicht von sei- ner Liebe zu ihm laufen, es kann den Liebsten nicht mehr als allein zu schützen. Und so ist der An- spruch des Freudenliedes entwischen. Das ist ein Lied, das auf dem Lande von Japan. So öffnet sich doch deutliches Gemütsleben. Wie gern anders in einem politischen Volksliede. Überall gleicher. Heute wie Veste bringt das Mädeln und empfängt den Liebsten mit wort- lendem Grusse.

Wie tief das Volk fühlt, spüren wir auch in  
seinen geistlichen Liedern. Eine große  
Zahl dieser Volkslieder wird heute bei Protestant-

ten und Kothositen gern gelungen. Wenn die Weihnachtszeit nicht, so erklärt wieder mit seiner weichen frischen Weisheit von der Geburt des Heilandes: „Kom' Himmel hoch o Englein, kommt...“ Und auch das wunderliche klebrige Marienlied erschallt: „W'm Berg, da wehet der Wind, da wiegt die Maria ihr Kind.“ Den Weihnachtskäbel fällt mit ein: „O Freunde über Freunde, ihr Nachbarn kommt und hört, was mir dort auf der Weide für Wunderding woskert.“ Ergetzlich sind die Lieder vom Leben und Sterben des Herrn; lange doch sogar die Söhne nicht anders, als um ihn traurten.

Doch deutliche Volkslieder machen nicht viele. Wegen ihrer Rauh und Störrat sind sie nicht. Tiefe Knaut und Gras trauern mit dem Herrn in den bitteren Stunden, die er im Garten Gethsemane ringt. Blumen und Gras weinen mit den Flagen der Maria, die über die Heide zieht, denn Sohn zu hufen. Aber auch den Liebenden besiegt die Natur ihre Tiefenahme. Und Gras wellen, wenn Verliebte voneinander scheiden müssen, und die Linde im Tal trauert mit den Verlaufenen. Wie Sonne, Mond und Sterne nehmen teil am Geschlecht der Menschen, an seinem Leben und Sterben.

So ist es der Mensch von dieser Tiefenahme, der Natur durchdrungen, daß er kaum Weisheit von der Welt auch für einen Grub gesucht: „Gesegn dich Laub, gelegte dich Gras, geist dich alles, was da ist, ich muß von Ihnen scheiden.“

Sein ist auf dem deutschen Volkslied der Gesang, aus dem der Mensch kommt und von dem er nicht lassen kann. Wer auf der Heimat muß, der kommt ins Elend. Was sonst wohl mit der Heimat verglichen werden? „Kein schöner Land in dieser Welt als wie das unter mir und breit...“ „So singt und singt es doch. Die Liebe zur Heimat bringt die Menschen zusammen. Sie hießen sich als Brüder, die allen Streit und Hass meiden. Es wäre gut, wenn das deutsche Volk uns dieses auch heute noch erleben und beherzigen sieht, es würde manches besser bei uns sein.“

So soll es auf die Heimat in der Volkslieder der Mensch auch auf seinem „Geburth“ und auf Beruf. Wie heute mehr und mehr Lieder, in denen das eigene Handwerk und die eigene Kunstfertigkeit geprägt werden, so vor allem bei den Zimmerleuten. Aber früher waren diese Handwerker sehr mehr verbreitet. Da singt z. B. der Schäfer von seinen Sorgen: „Wie er sich schaft auf den Beinen sein muss, um seine Schafe zu verbergen. Aber alle Mühe und Arbeit wird ihm leicht, da er treu geliebt wird.“

Doch wer gar so stolz ist, muß auch manches von den andern anstreben. Er muß zum Menschen fann nicht anders: Er muß sich lustig machen, wenn er am Nachbarn eine Schwäche sieht. „Der Kasten mit dem Käfer ist ein Schatz, der Kasten mit dem Schädel ist ein Schatz.“ Der Kasten mit dem Käfer ist mehr Wert als der Schädel. Und wie wird ihm im Volkslied zugestellt: „Zu Magdeburg auf der Käferkümpel“ da kommen die Schmeier zusammen.“ Da hören wir denn, was sie alles treiben und wie die ganze Geißelkraft von 99 Märit von einem einzigen gebratenen Blatt hört wird. Sicher hat es beim Abhören solcher Lieder mancher Arger, der bei den Schmeier geboren. Sicher hat es nicht wiederum berücksichtigt, daß solch ein Blatt nicht gern gewünscht ist. Und doch derweil ist wiederum berücksichtigt, daß solch ein Blatt nicht gern gewünscht ist.

Wir wissen es heute nicht mehr, welchen Reichstand unser Volk in seinen Liedern behielt und heute noch behält. So, auch heute noch und auch bei uns im Osten. Als vor hundert Jahren Mitter und Bauerin sich aufzumachen, um auf Orland zu saufen und dort eine neue Heimat zu suchen, da sagt auch das deutsche Volkslied mit ihnen. Es blieb bei ihnen und ist noch jetzt ihr Gebräuch. Die Lieder aus jener Zeit und verlungenen Landen sind nicht mehr so viele, wie sie früher waren, doch deutlich. Sie sind doch weitlich ertrunken. Und wir wissen, wenn wir es singen, daß wir eins sind mit unserm Volk und mit diesem, der wir verlassen dürfen. Wie wir uns singen, daß wir eins sind mit unserem Volk und mit diesem, der wir verlassen dürfen. Wie wir uns singen, daß wir deutlicher Art und Sitten und auch am deutlichen Volkslied.

# Die Mark Brandenburg im dreißigjährigen Kriege

Die Verwüstung eines großen Teiles der Mark — Die Provinz Brandenburg als Kriegsschauplatz

Die 300jährige Riebelehrer des Todeskönigs Gustav Adolf von Schweden hat auch auf der Mark Brandenburg die Erinnerungen an den Menschenalter des Glaubenskrieges erneut geweckt. Denn so steht auch die Gestalt des Schmedenfürsten über der Geschichte des Krieges steht, der auch sein Leben als Ofer förderte, so unvergessen bleiben doch die Kürbachtäler, die kleine Heerzüge auch in unserer brandenburgischen Heimat zur Höhe hielten. Die Heimbludung war für die Mark doppelt empfindlich, weil unsere Gebiete im ersten Jahrzehnt des Krieges von den Schrägen der sengenden und plündrenden Heerzüge fast vollkommen verhüllt geblieben waren.

1620, sein Ernt von Mansfeld mit den Söhnen seines Heeres, das auf der Seite der Lüttbergen gesiegt hatte, klugartig durch die Wege hoffbar erschien. Die „Lobt Groß“ wurde „aus Berleben“ in Brand gesetzt und in die gelegte Wallenstein war den Mansfeldern zugetragen. Hattet auf den Berlenen, sollte aber auf die Brandenburger, die auf dem Berlenen waren, die vor ihm fliehenden Geiseln. So kenne die Schreiter des Krieges den eigenen Lande seinen. Wallenstein war am 10. November 1620 zum ersten Male nach Torgau auf (Oder) gekommen, er verharrte im Herbst 1629 die Belagerung auf 1200 Mann, die bald ein Schreiter der ganzen östlichen Mark wurden: Käfernwalde, Storow, Beetz, Trossin, Röpen und Droyen, alle Städte, in denen irgend etwas zu hoffen war, durch feindliche Einwirkung und Besetzung von neuen Heimgeflüchteten.

Die Mark Brandenburg, die bis dahin der Kriegswirren gelegen hatte, kam in dem Augustenfeld in dem Mittelpunkt der Ereignisse, als der Schmedenfürst Gustav Adolf in den Gang der Dinge mit seinem Heer eindrang. Am 6. Juli 1630 war die Landung der Schweden der pommerischen Küste erfolgt. Noch in den letzten Tagen des Jahres erreichten die Schweden nach ihrem Sieg bei Greifenhagen die nördlichen Lenden des Kurfürstentums Brandenburg. Die Kurfürstentum Brandenburg, die bis dahin nach Süden in Richtung Sachsen gelaufen. Die Belagerung auf diesem Hügel war dem General dort übertragen worden, der nach dem Gesetz bei ihm m e i s t d o l n o d s W e r k r i c h brachte, von einer Einnahme der Stadt über Abstand nach, weil er den Wartbergenburg zu gut erreichbar hielte. Der Schmedenfürst war der fächerischen Hauptgruppe nach Lebus gefolgt, sich aber dann bis nach Königsberg zurückgesogen. Von hier aus schloß er am 23. Januar 1631 den Frieden, in dem Schweden die Sicherheit für den Unterhalt seiner Armeen gewinnt. Gustav Adolf der mit dem brandenburgischen Kurfürsten, dem Schwager, noch immer nicht zu einem Bündnis gekommen war, wollte sich im Februar zur Elbe wenden, sich vor allem den Besitz von Magdeburg sichern, das ihm jetzt zugelassen war. Gleichzeitig hatten aber die Freiheitskämpfer der fächerischen Verbündeten in Brandenburg und Sachsen einen großen Sieg in Eutin an Tilsit geschafft. Tilly verband die Schweden von Frankfurt und Landsberg, zog östlich der Oder stehende Truppen zusammen, ließ in Frankfurt eine Belagerung von etwa 8000 Mann zurück und marschierte mit dem Gros seiner Streitmacht über Käfernwalde, Wusterhausen, Brandenburg nach Ruppin und konnte bald darauf die Schweden in dem westlich gelegenen Stadtteil Niederbörnicke überwältigen. Diese kleine schwedische Einheit wurde durch den fächerischen Soldaten niedergemacht. Und Gustav Adolf zögerte nicht, seinen Gegner mit gleicher Münze zu befehligen. Die fächerische Wiederkehr von Frankfurt war die Radke der Schweden für das „Neubrandenburgische Quäker“.

Sein Vater war in den Kämpfen der Marken gegen Schweden verhüllt, seine Tochter, die wie im Jahre vorher nach Süden marschiert, blieb, ohne seine Tochter, von Lebus und Mühlberg aus wurde die alte Oberhavelstadt im Haltfelde eingeschlossen. Die Oberhavelstadt ging leicht zu Beginn des Kampfes um die Stadt in Flammen auf, am Abend wurde nach fächerlicher Vorbereitung der Sturmangriff auf die Stadt, die bald unter dem Feldmarschall Tilly, der bald getötet, war, wenige Leute der fächerischen Belagerung entflohen nach Schlesien. Die Kriegsfläche Tilly mit 300 000 Soldaten, 900 Befreier, 1200 Befreiter, 21 schwere Stütze (Geschütze) fielen den Schweden in die Hände. Die fächerische Nacht in der Geschichte des vorbrandenburgischen Universitäts und Messestadt folgte. Die Schweden lösten nichts und niemand. Der Krieg mits am Morgen selbst mit seinem Oberhaupt die Marodeure mit Pracht an den Händen treiben. Wer später noch bei Wundern betroffen wurde, kam ohne Nachsicht an den Galgen.

Am 25. April fiel Landsberg in die Hände der Schweden und bald danach eroberten sie mit Crosten auch den letzten Platz an der Oberhavel, die nach Tilsit übertragen. Die Schweden vollkommen in ihrer Hand, war die Belagerung von Frankfurt Elbe zu bringen, was Tilly mit einer Entschluss von Magdeburg aus aufgebrochen, aber schon in der Nähe von Brandenburg erreichte ihn die Hochwasserfahrt, daß Frankfurt in die Hände der Schweden gefallen sei.

Die frankfurter Beute mochte wohl gerade gereicht haben, um den kühnödlichen Weitem der rückständigen Sold zu zahlen. Die Rottweidheit, die finanzielle Aufzucht seines Heeres bald auf frühere Abmachungen zu gründen, drängte den Schmedenfürst, den schon vielfach vorgeschlagene Vertrag mit dem ewig unentschlossenen Kurfürsten Georg Wilhelm endlich zu erzwingen. Erst am 14. Mai wurde angefangen, der auf die Stadt gerichteten schwedischen Städte eine Abmilderung getroffen, daß Standen bis zum 15. Juni die Abmilderung zu erzielen hofften. Brandenburg war in die Hände der Käferkämpfer gekommen, waren zuwischen sich über die Siedlungen, Spanien, Spanien aufzugeben, es kam zum offenen Konflikt zwischen den Schweden, bis höchstlich, um schweres Unheil von der Hauptstadt abzuwenden, ein neuer Vertrag mit den Schweden geschlossen wurde, durch den die Streitkraft Brandenburgs mit denen den die Streitkraft Brandenburgs mit denen zahlte der Kurfürst monatlich 30 000 Taler Beiträgen zu den Kreisstädten. Kurfürst wandte sich zu Hessen nach Wittenberg, um Friedensabkommen zu machen, dann über die Festung zu Tilsit, am 19. Juli wurde Havelberg eingenommen und drei Tage darauf bei Berlin ein festes Lager bezogen. Zumal war es im Osten der Mark zu neuen Kämpfen mit den Käferkämpfern gekommen, die bald Trossin, bald Göttingen von den Schweden zurückgewonnen wollten.

Nachdem sich endlich auch die fächerische Kurfürst auf die Seite des Schmedenfürsten gestellt hatte, so die Anfang September über Belsis den Fläming, am 17. erlöschten die unter dem Schmedenfürsten vereinten Heere den entscheidenden Sieg bei Breitenfeld, der in allen evangelischen Landen, vor allem auch in der Mark Brandenburg, mit dem Denkspruch gefeiert wurde:

„Gustav Adolf, Christ und Held  
sicherte bei Breitenfeld  
Glaubenskriege für die Welt!“

Wenn auch die Mark Brandenburg in der weiteren Geschichte des großen Krieges keine wesentliche Rolle mehr spielte: Sie blieb ewig das Durchmarsch- und Aufstellungsgebiet der Heere — bis 1640 nach dem Regierungsantritt des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, des späteren „Großen Kurfürsten“, die Nähe der Kriegsschauplätze allmählich aus dem Lande weichen. Brandenburg

wurde dann im Westfälischen Frieden durch die Zuteilung von Hinterpommern, der Bistümer Minden und Halberstadt und durch die Sicherung des Erzbistums Magdeburg für die von den Märkten ertragenen schweren Schädselsjahre

Walter Freiberg,

Wirb eine solche der Herren von Bloso. In der  
Mark sind ihnen mit mehrere Städte, die von der  
Familie des Wedel geprägt worden sind. Auch  
Wölter, Orden und geistliche Herren nennen  
sich nach dem bei allen vorliegenden Freiheiten  
des Westens doch dem Gründer „Siedl-  
bernd“ unterlaßt, kleben. Das zeigt sich insofern  
in der Regel schon im Südwinkel, die Stadt  
Büttel führt in ihm eine Gans nach die Bloso-  
höhe. Allerdings ist diese geistliche Gründung,  
denn das alte Südwappen zeigt einen an der  
Stadtmauer thronenden Bischöfchen. Viele märkische  
Städte jühen den Adler im Wappens, was auf  
ihre Gründung durch die Markgrafen selbst hin-  
weist. Somit ist Südwappenhäufung nicht auf die

# Deutsche Städtegründungen in der Mark

Die Gründung der großen Macht aller Städte in der Mark fällt in die Regierungszeit der Alfonz, 1314—1320. Sie geht hand in Hand mit der Besiedlung des Landes durch deutsche, bairische Städte, Gemeinweihen, die sich durch besondere Rechte von den dörflichen Siedlungen unterscheiden, gab es zuerst Werdens nicht. Werdens führt hier und da Ortsbezeichnungen, die an Einwohnerzahl mit mancher Kleinstadt hätten verglichen werden können; jedoch waren das in rechtlichem Sinne eben nur Dörfer von größerer Ausdehnung. Und diejenigen Orte, die eben jenseit des Aussehens und ihrer äusseren Anlage nach als Städte hätten angesehen werden können, waren in B<sup>2</sup> n<sup>o</sup> ebenfalls nur dörfliche Einwohnerungen, die hier und da im Scheine einer Burg gelegen, durch Gräben und Ballistaden in deren Umweltwelt eingesessen waren.

Die Poltmembefit der Städtergrundungen ergab sich zwangsweise aus der Deutsfchlebung, und nach die Mietzungen Polomia mit dem alten Deutsfchland. Es standen die nicht allein allmälich an die Stelle der wendischen Bauern taaten, wie sie mehr oder weniger die fürtzährtigen Burgbergen ihrer blieben, zuerst nach den Bönen und Freiheiten gehörten, die ihnen ein dinanmösches über die vorhandene wendische Bewölkung gewährleisteten, und mussten eine Grundlage schaffen, auf der aus für Handel und Gewerbe ein geführter wirtschaftlicher Aufstieg möglich war. Eine solche Grundlage war aber nur im Städtebau, wie es eine Magdeburg, der Sitz des für das neue Odeutefchland in erster Linie zuständigen Erzbischofs, befäßt. Leuchtete sich doch der Erzbischof Wipmann, der zur Zeit Albrechts des Bären in Magdeburg residirte, über die Poltmembefit der den Bürgern zu gehedende Freiheiten ganz unverhüllt dahin, daß „Ere und Nutzen ohne Freiheit nur Frechheit ist“. Aus dieser Erkenntnis herauß bestätigte er in „Sime 1158 die ersten Magdeburger Annunzen. Das Magdeburger Städterecht, in dem auch in den meiften Fällen für die märkischen Städtegrundungen maßgeblich geworden, als Albrecht der Bär in dem Dorf Stendal einen Markt errichtete, erhob er den Ort zur Stadt, indem er den Einwohnern „die Geschleift des Bürger Magdeburgs“ verlieh. Und als Erzbischof Wipmann im Jahre 1174 Titterberg zur Stadt erhob, erklärte er: „Wie ſcheint den Bürgern von Titterberg die Freiheit jenes Rechtes, desſen ſich die Stadt Magdeburg freut.“

Diese Form der Städtegründung, die Verleihung städtischen Rechtes, ist naturgemäß die häufigste. Zahllose Ortschaften befinden sie an. Und aus der Erweiterung heraus, dadurch den Zugang deutscher Einwanderer zu fördern, gaben die Landesherren diesem Streben häufig statt, als notwendig gewesen wäre, ja, als zweckmäßig fühlte: denn mancher Ort bekam damals Stadtrechte, die keiner in der Lage war, sie aufrechtzuerhalten, und deshalb bald wieder zum Dorfe herabgestiegen.

Nebenher ging eine zweite Art von Städtegründungen, die Neuansiedlung, die ihrerseits wiederum in dreierlei unterschiedlicher Gestalt durchgeführt wurde. Wenn eine Stadt, wie etwa die Bischofsstadt Brandenburg, vielleicht aus dieser Einöde heraus, einem besonders schönen Aufstiegshügel, nahm, dann konnte es empfehlenswert angesehen, auf der alten Straße eine neue anzulegen. Auf diese Weise sind Brandenburg, Neustadt — und wahrscheinlich alle Spinsäule — entstanden, und zwar, wie die Anlage der Straßen und Wege noch heute erkennen läßt, nach vorher festgelegtem Plan. Weiterhin entstanden Städte als Neuansiedlungen in räumlichem

Zusammenhang mit vorhandenen wendischen Ortsnamen; dazu wurde geschritten, wenn eine bejedors verfehlungsreiche oder verfehlungslose Sorge zur Stadtgründung führte, der bestehende wendische Ort aber nicht die Gewalt zu bieten schien, daß der mit der Gründung einer deutsc-estnischen Stadt beauftragte Zweck erreicht wurde, nämlich deutschem Handel und deutschen Gewerbeleben extraterritoriales Betätigungsfeld zu schaffen. Zu den neuangelegten Städten dieser Art gehören die meisten derjenigen, die einen sogenannten „Siedl.“ haben, ein Abhang, das aus einem ehemaligen wendischen Dorf bestand und nicht in die eigentliche neue Reichsstadt mit einbezogen wurde. Die dritte Form von Neuanlagen ist lediglich diejenigen Städte, die im 13. Jahrhundert des Dorfes entstanden. Diese haben fast in ihrem Namen noch leinertische Bezeichnungen, ob altemärkische Dorfgründungen oder B. Münzendorf, Wittenmühle, Wittbold, und zeigen in ihrem Grundriss, möhr Wittbold an der Dorf das Kloster Balfum genannt werden verbunden, in noch ausgeräumterem Maße als das oben erwähnte Brandenburg-Neustadt im voraus aufgerissenen „Bebauungsplan“, der leinerlei Rücksicht auf Vorhandenes zu nehmen brauchte.

Als Städtegründer traten nicht nur die Markgrafen, Albrecht der Bär und seine Nachfolger, selbst auf; häufig verdanken die Stadtgemeinden ihre Entstehung ritterlichen Lehnsmännern der Landesherren. So ist beispielsweise die Stadt Wertheim eine Gründung derselben zu Rüttich

Sowohl sich Stadtgründungen nicht auf die Städte und Städte mit an bezeichnende Ortsnamen beziehenden, wie auch die wenigen Neuanlagen darstellen, welche sie in der Regel durch einen Beauftragten des Fürsten oder Herrn durchgeführt, der die Ländereien vermeintlich ließ — bis zu dem Maße überließ, das es möglich war —, den Plan der Stadt entwarf und dann die Baupläne und Eingründungslinie an die Zugehörigen verteilte. Dadurch war die beste Gewähr geboten, daß durch richtige Auswahl der angewählten Bühne eine dem Bedürfnis des Gemeinwohls entsprechende Mischung aller notwendigen Gemeinbedürfnisse erzielt wurde.

Die Beauftragten blieben fast immer, mit reichlichen Grundbesitz und der erblichen Schutzherrschaft bekleidet, als Stellvertreter des Schutzherrn am Orte wohnen. Sie fingen, wenn die Freiabreie abgelaufen waren, für die richtige Abstetzung der an den Schutzherrn zu entrichtenden Abgaben, Gerichtsverhören, Amtsgegen, Städtegeb und sonstige Verhören, von einer Teil als eigenes Stadthaus ertragen. Deneben lag ihnen die größte Geschäftsfertigkeit und wahrgenahmung der Verwaltung Aufgabe des gewählten „Rate“ ließ.

So entwstanden für die jungen Städte in einem oft hundertjährige überdauerten beständigen Treuverhältnis zwischen der Stadt und der Familie ihres Gründers und Schirmherrn zu blühende Gemeinweisen und zu harten Döllwerken des

GORDON AND HALL

## Reise durch die Neumark vor 150 Jahren

By Otto Kaplick

Johann Joachim Bellermann, im ersten  
Jierel des vorigen Jahrhunderts Director des  
Seminarij zum Grauen Kloster in Berlin,  
von 1778—1781 Erzieher bei einem russi-  
chen Baron in Kaval. Ein halbes Jahr lebte  
er in Petersburg, von wo er Ende Januar 1782  
nach Deutschland zurückkehrte. Da er der Sohn  
eines reichen Kaufmanns und des sehr Philanthropen,  
berühmten Erziehers des Prinzen Friedrich Wilhelm von  
Preußen war, erhielt er das Recht im eingehenden Schul-  
und Wonen in Berlin. Die Fahrt ging über Mainz  
und Wiesbaden nach Hannover, wo den Reisenden  
durch Schloss, Bibliotheken, Loge und  
Schlosspalais viel Interregung bot. Von hier nach  
Danzig führte sie unter mancherlei Fädenen  
scher das gefahrene Frisch. Hof. Nach längeren  
Aufenthalt in der großen, schönen, reichen Stadt  
kehrten sie am 6. März ihre Reise fort. Sie durch-  
querten Westfalen, berührten Bonn und  
Schlesien und erreichten am 10. März die neu-  
markische Grenze beim Städtechen Friedland. In  
Friedland, dem ersten märkischen Bollhause, wurde

Schauheln, welche sehr gefeiert wurden. Der Ort ist nicht viel. Am großen Marktplatz stehen fast lauter, rohgestrichene Häuser. Den von den Gewerken hier vier Schleinen und Rader, welche die Wägen und Hämmer tragen. An z. B. mit seinen Eisenhämtern liegt zur Seite, zwei Meister davon, und weiterhin noch einer. Das Windgeschleuder, das manche 2 Grachten, an Giebeln verziert sind. Die großen Oeffnungen oben, die Giebeler aus der Großen Giebel, oder in Viechtheim, den großen breunlichen Eisenhämtern, das jährlich an Rosenfesten auf 3000 Rentner, an Giebeln, und zu 7000 Rentner liefern. Ein sehr schöner Ort.

Radmittags ging die Fahrt weiter. Sie führte an der Dö wü nis chen Gäßt e (Bogen) vorbei, durch das Himmelfahrtstheater Amt Mar i w i, wo Reichsgericht genommen wurde. In der Morgenstunde des 13. März kam man nach Lei b e n s e n (?), Metzgstadt, wo an dem Pie sch e n (?) geräuchert wurde, dann nach Die b e r g mit W e l t e. Bei Welt dieses großen W e l t wurde Welt Welt geschlossen, und angesetzt Welt allerlei an Welt. Welt waren sehr über Welt hinaus, auf welches ein breitender Welt vom Erde geb aus hinaus. Hier wurden die Welten, Welten und Welten eingeworfen. Wie vermeint und nachgenommen das Welt Welt zu uns. In den Welten und vorhergehenden Welten waren häufig gerade Durchläufe wie Alten gemacht, und an den Welten Welten, die sich aus Entstehung und Weltgabreite bezeichneten, wie weit die Welt beim Welten gespannt werden. — Klein Kam in Kam. Kam. Hier

hier führte eine lange gerade Allee durch den Wald.

T a m s e l. Hier hat der Baron Frege (Weeck) Hofmarschall einen großen, schönen Garten mit englischen Anlagen, einem Schloß, mehreren kleinen Lusthäusern, einer hohen Säule (mit Betteln?) hübschen Einrichtungen für Tauen, Hühner, Störche usw.

Nach ein und einer habben Meile erreichten wir Rüstlin, die noch nie überwundene Altstadt an der Oder und Warthe. Über leitereiligen und aus dahin zehn Brücken. Beide Flüsse, besonders die Warthe (Werthe, Werthe), waren eben, wie in dieser Jahreszeit übler, sehr angeworfen, so daß nur die Dämme und Brücken fügsam waren. Die Uferstraße bildete eine keckige Wasserstraße. Um die Stadt und Festung zu gehen, war doch nicht der längste Rundgang.

sehen und doch nicht den letzten Visitations, Examinationen, Befürmer des Bases usw. in der Zeitung ausgesetzt zu werden, ließ ich den Magistrat und die Vorstädte vertheidigen und mich mit meisternischen Schriften an den Bürgern der Stadt. Wir fanden die Stadt regelmässig und wirtlich sehr anständig gehabt. Der Markt ist geräumig; der Goldhof zum goldenen Hirsch ansehnlich, das Zeughaus und die ganze Festung verehrlich und Eindrücke einflöslich. Mein Ausgang über die Eindrücke fassende ich 288 Schritt. Dann folgten

## Gralower Untermühle

Bon A. Hänseler

Gradower Untermühle ist heute die Bezeichnung für etwa zwanzig Gehöfte, die weit abseits vom Dorfe Gradow an der Straße Bantow-Gutkow liegen, wodurch eine eigene Siedlung entstanden ist, aber politisch und kirchlich ein Ortsteil von Gradow sind. Vorwar landst du jetzt dort vergeblich auf das Klopfen einer Mühle, aber es gab eine Zeit, da drehte das Wasser des Krebsfließes sogar deren Ziegel.

Das älteste Etablissement dort stand an der Stelle der jetzt einzigen Söhnen verhängnissvollen „Über am Hügel“, deren Reise man noch am Krebsbach unweit des Waldbrandes finden kann. Diese Münzenhäute verlaufen **Christoffel** in Südsüdost und **Heinrich** in Südsüdwest, beide zu Gralow ertheilen, am 9. Februar 1512 dem Müller **Andreas William** in für zwei märkische Schöns die erbliche Münzenhäute mit dem Vorrecht, daß er jährlich an den Krebsbach, oder den Gründbergen, zwölf, einen Münzenstein aus Landsberg herbeile, der Müller besorgte den dritten. Dass zum Bau der Mühle durfte der Müller „auf der harten Sande oder in den Brüchen unverhindert bauen“. Dazu erhielt er, Graffung auf den unfrigen Weien, jödel ihm an seiner nördlichst nördlich, aus allen Seen (dem Haulein Teich, dem Rehsee, dem Grieben) das Schlechtereit, das Land bei der Mühle. Bis an die „Dorfstraße“ durfte sein Weich auf Weiß gegen 1774 manche Schlechteit, auch „Schlechtereit“ genannt dieser Graffung, das Recht habe, 20 Stück Rindfleisch auf die gemeinnützige Weie zu treiben. Als Abgabes sollte Williamm an den beiden Gründbergen jedes Jahr zwei Wipfel geben, in vierzehnjährlichen Raten, durch die Hinterleute in Gralow, Bontoch und Bolzschken führten sie den **Marktweg** an ein, daß sie nirgends anderswo mahlens sollen denn bei ihm, es sey denn, daß er kein Waffer habe.“

Über Hörde blieb die Mühle im Besitz der Familie Willmann, 1637 ging sie nach dem Tode Peter Willmanns an den zweiten Ehemann der Witwe, Adam Mietter, über. Bei diesem Gescheh' blieb sie bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. 1661 brachte Christoff Mietter die Mühle an sich. Hierbei wurde bestimmt, daß er im Griesenje nicht löschen dürfe. (Dieser vor der Zeit der Reformation bestehende Brauch) 1683 beßte die Mühle die Hütte Sand, später auch die Mühle Käppel, der Müller an Eschmünd v. Ruffen und Lomus v. Gramme in Lechenich je 23 Silbergroschen d. Wk. Racht dafür entrichten. 1683 beßt es im Urbarium eines Grafenauer Anteilsgutes u. a. „Wen der Herrschaft mahlen läßt, nimmt der Müller und die Wege ab, das Weißbrot aber“.

noch über die Sumpfe und das Oberwasser wohl in 36 bis 40 Brüden, größere und kleinere gesäßt. Die drei Vorstädte sind groß und heissen die alte lange die furze und die Neustadt. Die Zahl der Einwohner rechnet man auf 45000 und der dauer auf 600. Es gibt 2 auf 45000, und weiterhin die Stadt ein reformirtes. Die Russen haben sie 1758 ganz erobert, und für sie nicht aufgegeben, sondern auszubauen; worden. Der Damme der auf Kästlin noch Weßen (nach Berlin) führt, in eine vierzig Meile lang mit den gedachten 36 Brüden. Die Brüde über die Oder ist über 300 Schritte lang. Von Kästlin führen wir noch eine Meile bis Rathsdorf, wo wir die Nacht blieben, einem Dorf von Vorwerken von 36 Feuerstellen. Besitzer ist Herr von Burgsdorff.

Das nächste Quartier war in Herselfeld, wo man über Sachsenbörde, Dolzen, Neuenkemper und Münchendorf gelangte. Am 15. März verließ er die Vorwerke, und über 10 Tage genossen wir die Reisenenden die Herrlichkeiten der Meißendens, dann in Bötzdam das Glad, den 70 jährigen Friedrich den Großen zu sehen und jürgen am 25. März von hier in einen Tage nach Dessaun, wo Bellermann seinen Schüling im Philanthropinbibliothekte.

„**Intermühle**  
Ländler“  
als vom Schafel drei Bi. darf nicht gegeben werden. Wenn der Herrschaft Korn drohen läßt, nimmt der Müller vom Schafel eine halbe Menge, nimmt der Untertanen aber eine ganze. Vom Malze nimmt er gleich dem Schrote eine halbe Menge.“  
1899 lag die Mühle noch einem Brande in halbem Jahr wüst. 1758 wurde am 19. September beim Rückzug der Russen nach der Brandorfer Schlacht „der Wassertriller Christian Nieter von den Russen erschlagen“, wie es im Archivbuch vermerkt steht. 1768 erhielt der Müller Ernst Wilhelm Nieter von den damaligen Besitzern von Grafom, v. Schönning und v. Brand, die Erlaubnis zum Bau einer neuen Schrot- und Mahlmühle. Diese wurde weiter unterhalb am Krebsbach erbaut und hieß dann „die Unter- mühle“. Danach erhielt der Müller mit 45 Morgen am Lehn der Mühle eine Befreiung von der Abgabe. Dazu sollte ihm gehörend ausgenommen eine „Bentenfläche“, das war eine von einem Unter mit einem Bierbogen bezeichnete Fläche. Von der Kaufsumme, die 1720 M. betrug, empfing v. Brand ein Fünftel, v. Schönning vier Fünftel, denn in diesem Vertragsmässen besaßen sie das Dorf Grafom. 1788 übernahm Johann Daniel Nieter die Obermühle, sein Sohn Friedrich Wilhelm Nieter die neue Unter- mühle.

Bei der 1798 vorgenommenen Aser- und  
Söntigesparation der Gemeinde Ascher- und  
Leide Möhlinungsfürsde noch Aser, Leide  
und Wald als Söntigungsscheidung. Der Ober-  
märtler durfte jorlten 15 Stück Hindbœck, 250  
Schafe, 20 bis 30 Schweine und 48 Gänse halten,  
seine Unterwälder 15 Rinder, aber kein Schafe.  
Bei Aser und der Waldwiederscheidung erhiel-  
ten die Müller wiederum 50 Morgen „Rohr-  
pfeien“ zum vollen Eigentum. 1802 verkaufte  
der Witer von ihrem Aser 100 Morgen und  
einen Teil der Reckewiesen an die Kolonistensied-  
lung Bægeholz und Ginow aus Friedrichsthal  
in Barthelsbrück.

Nach einem Bertrag vom 12. Dezember 1805 der Kreisstaatsanwaltschaft R e i g e l ö f f n i c h t der Untermauer am Rittergutshaus dass 100 Mäuler große Erbrente aus D o l o p h s u h e an. Diese Zeit müssen auch bereits die Hörsterei, die ersten Familienhäuser für Baderbeiter und einige häuslerische Siedlungen bestanden haben; 1814 holten die Mäuler und bei den ebenfalls liegende Etablissements<sup>1</sup> davon 119 Bewohner. 1823 starb Daniel Rieter; von den Kindern wurden die Mäuler verpachtet, die Obermühle an Anton, die Untermauer an Ringe. 1829 brachte die Obermühle mit allen Gebäuden ab. 1832 erwarb bei den Mäulern Rittergutsbesitzer V o n i

ralon für 5600 Taler. Der „Festtag“ liegt an das zwischen den beiden Märschen liegende Mühlen vor der 1<sup>st</sup> errichtet und legte den ersten Teil des zu den Märschen gehörigen Landes dazu. 1837 wurde die Untermühle am Augustusfestival aus Odergutten verkauf. 1833 erwarb König aus Adolphihausen von den Neßjedden einen.

## Die Wunderglocke von Arnswalde

Zur Zeit des Siebenjährigen Krieges lebte  
Auszwald eine alte Frau. Sie hatte einen  
Sohn, der war mit dem Alten Fech in den Krieg  
gegangen. Eines Tages erhielt die Frau von ihrem  
Sohn eine schwere Truhe zugeschickt. Sie öffnete  
die Truhe und erblickte darin sauter unebles  
Metall und wußte zweier gar nicht, was sie damit an-  
fangen sollte. Daß am Grunde der Truhe  
in einem glänzenden Kupfer und Binn eine  
geringe Gold verborgen war, hatte sie nicht be-  
merkt.

Die Frau war aber sehr ironisch, und es kam der Gedanke, aus dem Metall könne eine Glöde gegossen werden. Die alten Kirchenboden von Arnswald hatten ja mit fort gemüthet den Krieg; sie waren zu Kanonenrohren eingeschmolzen worden. Die Frau ließ also die Trümme des Glödegekehrt bringen, und der Meister sah sich auch sogleich ans Werk. Er gab die Glöde, aber er wollte nicht klingen, er gab sie zweimal, und wieder mislungen der Guß, und auch zum dritten Mal misläng er.

Da wachte sich — in der Morgenfrühe, während der Meister noch schlief — sein Lehrling an in Glöckenguss. Auch er nahm von dem Metall ein Tröpfchen. Und siehe, nun entstand eine Glocke in herlicher Art. Überwältigend zeigte sich an einem breiter, goldenen Rand, und als sie angeschlagen wurde, gab sie einen Ton von sich, so rein, wie bisher noch nie eine Glocke gelungen ist.

Der Meister Glockengießer ärgerte sich sehr, als er nicht selber die Glocke gegossen hatte. Plötzlich packte ihn der Fähzorn, und er ging hin und schlug dem Lehrling und begrüßte ihn heimlich in einem Schweinekloven.

Es kam der Tag, an dem die Glocke in den Turm gebracht und zum ersten Male geläutet wurde. Da erhob sie ihre Stimme und sang:

„Wer mi goot,  
is all dood,  
lijt begrawe,  
im Schwiebaowe.“

daß sieh Dingen dort fand, die keiner  
sche, wenn sie an Sonn- und Feiertagen ge-  
sutzt wurde, immer nur die alten, gewaltigen  
Lieder.

## Inhalt:

## de von Arnswalde.